

CHARLOTTE WIEDEMANN

**DEN SCHMERZ
DER ANDEREN
BEGREIFEN**

**HOLOCAUST
UND
WELTGEDÄCHTNIS**

PROPYLÄEN

Besatzung die gesamte jüdische Bevölkerung, etwa achtzigtausend Menschen, zwischen jenen drei Altstadtstraßen zusammen, wo im Mittelalter Juden das erste Niederlassungsrecht erhalten hatten.

Der Blick sucht immer nach gewohnten Narrativen, und so können sich heutige Besucher:innen des historischen Ghettos, allein weil das Viertel so klein ist, Juden kaum anders als eine Minderheit vorstellen.

Die schmalen Straßen und niedrigen Häuser sind renoviert und herausgeputzt; ich komme an einem Gourmetrestaurant vorbei, einem Fünfsternehotel, und an der Ecke Judenstraße posiert eine junge Frau für Modefotos. Hinter einem schmiedeeisernen Tor befinden sich die »Gaono Residence Luxury Apartments«; Gaon war der Ehrentitel des berühmtesten Talmud-Gelehrten Litauens. Eine Kosmetikfirma wählte für ihren Beauty-Salon im Ghetto den Namen eines japanischen Diplomaten, der Juden rettete. Welch eine seltsame Symbiose von Kommerz und Erinnerungskultur!

Einen ersten Eindruck, wie isoliert sich im heutigen Litauen ein Mensch fühlen kann, der sich mit dem vernichteten Judentum identifiziert, vermittelt mir die Begegnung mit Natalija. (Ich belasse es bei dem Vornamen, mit dem sie sich mir vorstellt.) Als mich diese selbstbewusste Frau Anfang sechzig im jüdischen Museum begrüßt, fasziniert mich ihre Persönlichkeit schnell mehr als die Exponate, die sie mir erklären soll. Natalija lässt erkennen, dass sie sich strikt an die *Zniut* hält, die Anstandsregel für eine verheiratete orthodoxe Jüdin, mit einer dunklen Perücke, halblangem Rock, flachem Schuhwerk, alles mit Stil, nicht ohne Schick.

Orthodox, das sagt sie nicht. Natalija bezeichnet sich schlicht als religiös und fügt hinzu, so würde sie nur eine Handvoll Familien unter den zweitausendfünfhundert litauischen Juden nennen: »Wir wurden auch spirituell ermordet.« Natalijas Wir ist ein Schlüsselbegriff, er umfasst die Toten mehr als die Lebenden, die sie assimiliert nennt und deren Säkularismus sie oft als aggressiv empfindet. Sie gelte als Extremistin, auch in ihrer Haltung zum Holocaust. »Aber beim Holocaust gibt es doch kein Einerseits und Andererseits. Ist das extremistisch?«

Ihr Name, sagt Natalija, sei leider nicht jüdisch. Ihre Eltern lebten angepasst in der sowjetischen Zeit. »Ich wurde erzogen in dem Geist: Sei loyal zu deinem Land und vergiss dabei nicht, dass du jüdisch bist.« Sie graduierte in Wirtschaftswissenschaft. Erst später begann, was sie ein richtiges jüdisches Leben nennt. Ihre Ehe mit dem Mann, der heute Kantor von Vilnius ist, mag dabei eine Rolle gespielt haben, aber mehr noch ihre Beschäftigung mit der Auslöschung der Juden und der Haltung ihrer Mitbürger.

»Sie mordeten mit Lust«, sagt Natalija, »manche haben heute noch jüdische Besitztümer in ihren Wohnungen, manche haben getötet für solche Sachen. Und wir sollten sie dann zurückkaufen.« In den 1990er-Jahren tauchten bei Antiquitätenhändlern jüdische Ritualobjekte auf. »Ich sah einen Sabbatleuchter und hatte das Gefühl, er rief mir zu: Nimm mich mit, bring mich in ein jüdisches Haus!« Sie verkaufte dafür ihren Goldring. Und sie entfernte das alte Wachs am Leuchter nicht; es war das Zeichen seiner Benutzung in einer Zeit, in der Natalijas Wir noch ein Zuhause hatte.

Ihr Mann, der Kantor, entstammt einer ukrainischen Rabbiner-Dynastie. Sein Vater überlebte die Shoah als Junge, floh buchstäblich vom Rand der Grube. Was er gesehen hatte und den Hass, der daraus entstand, senkte er in die Seele von Shmuel, seinem Sohn. Die Familie akzeptierte keine Entschädigungszahlung aus Deutschland.

»Wir wollten nichts annehmen! Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen können.«

»Doch«, sage ich, »ich kann das verstehen.«

Natalija und Shmuel haben einen erwachsenen Sohn, das einzige Kind, er lebt in Deutschland, und »das«, sagt Natalija, »ist eine Tragödie«. Er ging zum Studienaustausch, lernte eine junge Frau aus Belarus kennen, heiratete. »Wenigstens ist sie Jüdin, und mein Enkel ist jüdisch, aber sie sagt, sie wolle so

sein wie alle. Wie alle!« Es schmerzt sie sehr. Sie selbst holt das religiöse Leben nach, das ihre Eltern nicht lebten, weil sie sich den Umständen der Zeit anpassten, und nun setzt die Schwiegertochter wieder ebendort an, nur dass sie unter den Bedingungen von Freiheit so sein will wie alle, wie die Nichtjuden.

Zur Hochzeit reiste Shmuel, ihr Mann, widerwillig mit nach Deutschland; er kaufte sich Schuhe, die er bei der Ankunft im Flughafen anzog und später beim Abflug dort zurückließ; nichts vom Boden des Täterlandes sollte ihm anhaften. In seiner Synagoge hängt eine Landkarte von 1923, auf der für alle litauischen Gemeinden der jüdische Anteil verzeichnet ist; an manchen Orten stellten Juden die Mehrheit. Er geht jeden Tag an der Karte vorbei.

Über Natalijas Erzählungen habe ich das Museum, in dem wir sitzen, fast vergessen. Sie zieht mich nun in eine Galerie mit Bildern des litauischen Malers Samuel Bak; er wurde als Kind in einem Sack Sägespäne aus dem Ghetto geschmuggelt. Vor seinen surrealen Allegorien auf Tod und Untergang sagt Natalija noch einmal: »Wir wurden vernichtet.«

Eines der Gemälde zeigt einen Haufen riesenhafter Schlüssel, auf die geschlossene Fensterläden wie mit blinden Augen herabblicken: Metapher für das Wegsehen der Nachbarn, als die Juden am helllichten Tag aus dem Ghetto geschafft wurden. »Wenn die Fenster nur blind waren, war das noch das Bessere«, sagt Natalija dunkel.

Ein paar Tage später begegne ich ihr erneut. Sie hat mich zu einem Vortrag eingeladen. Vor einem spärlichen nichtjüdischen Publikum trägt der Kantor Beispiele von Choralgesängen vor; Natalija übersetzt aus dem Hebräischen und Jiddischen ins Russische, erklärt Bedeutungen und Kontexte. Sie geht dabei auf und ab wie eine Professorin vor großem Hörsaal, sehr aufrecht in ihren flachen Schuhen, der lange Rock mit einem Gürtel, der ihre Weiblichkeit betont. Auf der Perücke steckt eine Sonnenbrille.

Aus der Tatsache, dass sie sich als Religiöse und wegen ihrer Haltung zum Holocaust doppelt marginalisiert fühlt, hat sich Natalija eine komplexe eigene Identität geschaffen. In gewisser Weise ist sie selbst Erinnerungskultur, und ich verstehe durch die Begegnung mit ihr, dass Menschen Kunstwerke des Gedenkens sein können.

Regina Kopilevich ist ein ganz anderer Typ. Eine temperamentvolle Person mit roten Locken, im Rucksack immer ein zweites Paar Schuhe dabei, Plastikschuhe, mit denen sie durch nasses Gras stapfen kann, um im dichtesten Gebüsch noch jeden alten Grabstein zu finden. Was immer die Inschrift darauf sein mag, Regina kann sie entziffern, sie spricht sechs oder sieben Sprachen, darunter Hebräisch und Jiddisch mit besonderer Freude. Diese Fähigkeiten und ihre exzellenten Kenntnisse der Aktenbestände im Nationalarchiv machen sie zu einer gefragten Rechercheurin für Diaspora-Litauer:innen, die aus Israel und den USA kommen, um nach ihren Vorfahren zu forschen. Sie fährt mit ihnen durch die Dörfer, zu markierten und unmarkierten Gräbern.

Anders als Natalija spricht Regina nicht in Wir-Form von den Ermordeten; manchmal, wenn sie von der Gesamtheit der Juden spricht, sagt sie: unsere Nation.

Wir treffen uns auf dem jüdischen Friedhof; es ist ein aktiver Friedhof, aus der Zeit nach der Shoah. Auf vielen Grabsteinen sind Fotos der Verstorbenen angebracht, mit Krawatte oder Perlenkette. Sie erinnern mich an einen muslimischen Friedhof in Usbekistan, mit einer ähnlichen Dekoration der Steine; auch dort hatte die Sowjetisierung die religiöse Bestattungskultur nachhaltig überwuchert.

»Fotos auf Grabsteinen verstoßen natürlich gegen jüdischen Brauch«, sagt Regina, während sie im Gehen Schnecken von Steinen klaubt und Moos von einer Inschrift wischt. Trotzdem sei es ein Statement,

hier zu bestatten, manche Juden würden heutzutage nichtjüdische Friedhöfe bevorzugen.

In flottem Schritt lotst sie mich dann zu Grabstätten, die sie für meine Fortbildung für wesentlich hält, und kommandiert dabei fürsorglich: Schreib das auf! Lies das nach! Durch ihre hingeworfenen Bemerkungen entsteht ein Kompendium von Biografien, Lebenswegen, Errungenschaften. Hier Chatzkel Lemchen, Verfasser eines berühmten Wörterbuches Litauisch-Russisch, »es lag in jedem Haushalt«. Seine Frau und er überlebten, doch die Shoah nahm ihnen die Kinder.

»Hier«, sagt sie, »siehst du den Stein eines rechten Zionisten, deshalb ist er ausschließlich hebräisch beschriftet. Und hier steht«, sie liest aus dem Jiddischen vor: »getötet durch die Nazis und ihre Behelfer«. Sie hebt den Zeigefinger. Behelfer, das jiddische Wort für Kollaborateure. Manchmal heißt es auch Mithelfer. »Und hier Riva Lozansky: Was, du kennst sie nicht?! Eine Überlebende, die so lange mit bestimmten litauischen Männern trank, bis sie lallend ihre Taten gestanden.« Ich höre die Hochachtung in Reginas Stimme.

Wir verlassen den Friedhof und fahren nach Paneriai, ein Waldstück zehn Kilometer südwestlich von Vilnius. Ein Kiefernwald; Kiefern wachsen gern auf Massengräbern.

Paneriai (polnisch Ponary) ist eine bedeutende Stätte des Holocaust, einer seiner ersten Schauplätze, und doch hatte ich davon, bevor ich mich auf diese Reise vorbereitete, noch nie gehört. Ich wage nicht, das Regina gegenüber zu erwähnen.

Der Judenmord in den Regionen, die später zum sowjetischen Herrschaftsbereich gehörten, steht in unserer Wahrnehmung so weit zurück hinter der Vernichtung der westlichen Juden – wie soll ich das erklären, jemandem wie ihr? Es waren westliche Auschwitz-Überlebende, die für mich die Nähe zur Shoah geschaffen haben. Dass die ermordeten östlichen Juden in der sowjetischen Zeit nicht als jüdische Opfer benannt werden durften, hat zu ihrer Missachtung beigetragen, aber darauf möchte ich mich ungern herausreden.

Vielmehr ist es wohl so: Inklusiv ist unsere Erinnerungskultur nicht einmal da, wo es ausschließlich um den Holocaust geht.

In Paneriai wurden ab Juni 1941 hunderttausend Menschen ermordet, davon waren siebzigtausend Juden und Jüdinnen. Der Begriff der industriellen Vernichtung passt hier nicht, er passt auf alles nicht, was im Baltikum geschah. Das Töten war, obwohl so massenhaft, ein individueller Akt, eine Erschießung am Grubenrand, meist durch einen Deutschen, manchmal durch einen örtlichen Kollaborateur.

Auschwitz als Symbol, das ist so eingängig, so vielbeschrieben. Aber die Vorstellungen, welche die Nachwelt mit diesem Symbol verbindet, schließen den größeren Teil der jüdischen Opfer aus, im Baltikum ebenso wie in Weißrussland und in der Ukraine: den Territorien des sogenannten Holocaust durch die Kugel. Als im Januar 1942 in Berlin die Wannsee-Konferenz tagte, von der manche glauben, sie habe die »Endlösung« beschlossen, waren bereits zwei Drittel der Juden von Vilnius ausgelöscht.

Bereits am Eingang zum Gedenkgelände von Paneriai werden die Zeitschichten örtlicher Erinnerungskultur und ihre politischen Empfindlichkeiten deutlich. Ohne Regina würde ich nichts davon verstehen. Wo ursprünglich einmal nur »sowjetische Opfer« genannt wurden, hat man neue Platten darübergelegt, sie zeigen nun stattdessen das Wort »Menschen«. Auf ergänzenden Tafeln wird in Russisch und Litauisch von der Mehrheit jüdischer Opfer gesprochen, doch nur auf einer dritten, mit einem Davidstern versehenen Tafel werden in Hebräisch und Jiddisch die *Mithelfer*, die einheimischen Handlanger erwähnt. Als sei dies eine Geheiminformation, nur für jüdische oder israelische Besucher.

»Die meisten Litauer können dem immer noch nicht ins Auge sehen«, sagt Regina.

Der Kollaboration haben sich in jüngster Zeit einige wenige Bücher angenommen, sie blieben hochumstritten. Denn zu den Kollaborateuren zählen Männer, die in den Nachkriegsjahren als antisowjetische Partisanen erschossen wurden – Täter wurden also zu Opfern, zu Nationalhelden. Solche Fälle sind in Litauen zahlreicher als in den beiden anderen baltischen Staaten. Der Mord an den einheimischen Juden wird quasi überblendet von einer mythischen Geschichte von nationalem Widerstand gegen sowjetische Fremdherrschaft. Letztere wird häufig als Genozid bezeichnet, in einer radikalen Ausweitung dessen, wie die internationale Völkermordkonvention den Begriff definiert. Ich denke in diesem Moment an Natalija und ihren wütenden Satz, beim Holocaust gebe es doch kein Einerseits und Andererseits.

Ist es so, dass die Art und Weise, wie in Litauen das Eigene, das Nationale definiert wird, die Empathie gegenüber den Opfern des Holocaust blockiert? Die Frage wird mich weiter begleiten.

Von einer Konkurrenz der Opfer erzählt das Waldstück von Paneriai gleich in mehrfacher Hinsicht. Ein längerer Rundgang führt durch eine verwirrende Kollektion separater Einzelgedenkstätten für die Gruppen von hier Umgekommenen. Hinter der ersten Biegung der polnische Gedenkort, mit einem Marmoraltar und reichlich Dekoration in den Nationalfarben Rot-Weiß. Um einen Baumstamm wurde eine Banderole gewickelt mit dem Symbol des Aufstands der polnischen Heimatarmee in Warschau; auch dies ein Versuch, Tote in eine patriotische Heldengeschichte einzureihen.

Ein großes Mahnmal für die jüdischen Opfer wurde von einem privaten Sponsor in Tel Aviv gestiftet. Die Menora aus Kupfer, die daran angebracht war, wurde bald gestohlen, sagt Regina, ohne die Stimme zu heben; die jetzige Menora ist aus Plastik, mit Kupfer-Look.

Wir gehen weiter, nun kommt ein hohes Kreuz für die nichtjüdischen litauischen Toten, gefolgt von Gedenkorten für Deserteure, für Kriegsgefangene, dann für die sogenannten nützlichen Juden, die in deutschen Einrichtungen arbeiteten, bis ihre Nützlichkeit abgelaufen war. Neben jedem dieser Orte steht eine Erklärtafel, und allmählich frisst Erschöpfung meine Anteilnahme. Am ehesten berührt mich, was an die Roma-Toten erinnert: ein kaum ins Auge fallender Kreis aus Steinen, als hätten Kinder sie in die regennasse Wiese gelegt.

In diesem Kiefernwald ist die falsche Einheit der Opferdefinition aus sowjetischer Zeit aufgebrochen, aber nun scheint es, als hätten die einzelnen Opfergruppen nichts miteinander zu tun. Als empfände keine den Schmerz der anderen und als solle es keine gemeinsame Botschaft an jene geben, die den Wald besuchen.

Wir blicken auf ein Wiesenrund hinunter, wo einst Leichen verbrannt wurden, und Regina sagt: »Hier fanden bis vor kurzer Zeit noch Picknicks statt.« Weil die Straßen im Wald gepflastert sind, anders als im Dorf nahebei, kommen Kinder zum Fahrradfahren hierher. So nahe war das Dorf, von dem das Waldstück den Namen Paneriai bekommen hat, auch damals.

Außer einer Handvoll ausländischer Touristen begegnen uns an diesem Sonntag einige wenige Einheimische; ihr Anblick freut Regina so sehr, dass ich daran merke, wie selten Litauer:innen diesen Ort besuchen. Über Gefühle spricht die Rechercheurin nicht, verbirgt sie unter dynamischer Umtriebigkeit und dem starken Willen, von den Scherben einer zerbrochenen Geschichte so viel zu retten, dass sich daraus vielleicht etwas Neues zusammensetzen lässt. Mit Leidenschaft vernetzt sie über Ländergrenzen hinweg Menschen miteinander, von denen sie den Eindruck hat, dass sie Erinnerungsarbeit, so nennt sie es, ernst nehmen. Ich empfinde die Begegnung mit ihr als Ansporn.

Für den Abend lädt sie mich in eine jüdische Bibliothek ein, es ist die einzige in Litauen, und ich hätte sie fast nicht gefunden: Über den Hinterhof eines Theaters zu einer verwitterten Tür, dahinter eine

ausgetretene Treppe hoch, dann signalisiert eine moderne Sicherheitsschleuse, dass ich richtig bin.

Die Bibliothek versteht sich als Kulturzentrum. An diesem Abend wird ein Film gezeigt, der in die progressive jiddischsprachige Vorkriegswelt von Vilnius führt, dem damals polnischen Wilna. Es war die intellektuelle Welt rings um das Jiddische Wissenschaftliche Institut, besser unter seinem Akronym YIVO bekannt, eine Denkfabrik für moderne jüdische Bildung und Kultur. Obwohl in Berlin gegründet, 1925, wurde Wilna der Hauptsitz, wegen dessen aufgeklärter, toleranter Atmosphäre; hier wurden Bücher für eine weltweite jüdische Leserschaft gedruckt.

Jiddisch war vor der Shoah Sprachheimat von zwölf Millionen Menschen, die meisten lebten in Osteuropa, drei Millionen in Nordamerika. In Wilna wurde Jiddisch als Schrift- und Literatursprache orthografisch vereinheitlicht. YIVO hatte Zweigstellen in Warschau, New York und vielen anderen Städten; Albert Einstein und Sigmund Freud waren Ehrenmitglieder im Vorstand.

Warum ich dies so ausführlich beschreibe? Weil in der multikulturellen Kultur von Wilna auch linkslaizistische Strömungen blühten, auf die sich kritische junge Juden und Jüdinnen im Westen heute beziehen, wenn sie der konventionellen Gedenkkultur ein Bild entgegensetzen möchten, das Juden nicht auf Opfer reduziert. Wilna / Vilnius war die Geburtsstätte des *Bundes*, der größten jüdisch-sozialistischen Partei Osteuropas. Die Bundisten gaben dem Jiddischen auch politisch eine Farbe, als Sprache der jüdischen Arbeiterbewegung.

Um Widerständigkeit geht es ebenfalls an diesem Abend in der Bibliothek; der Film, der gezeigt wird, ist ein Porträt von Avraham Sutzkever, dem bedeutendsten Dichter jiddischer Sprache. In den 1930er-Jahren zählte er im Umfeld des YIVO-Instituts zum avantgardistischen Künstlerkreis *Jung-Wilne*.

Im Ghetto rettete er mit einer Partisanenorganisation seltene Handschriften und Bücher vor dem Zugriff der Deutschen. Nach der Flucht in die Wälder, wo seine Frau den zarten Dichter manchmal tragen musste, versuchte er von Moskau aus, die Aufmerksamkeit der Welt auf die Vernichtung der litauischen und polnischen Judenheit zu lenken.

Später sprach er als Zeuge beim Nürnberger Prozess; seine Aussage auf Jiddisch zu machen, der Sprache von so vielen Opfern, wurde ihm nicht gestattet.

Die Regisseurin des Films ist an diesem Abend in der Bibliothek zu Gast; es ist Sutzkevers Enkelin, Hadas Kalderon, eine hochgewachsene, elegante Israelin. Um zu illustrieren, warum ihr die Beschäftigung mit dem Großvater so wichtig war, macht sie eine soziale Genealogie der Überlebenden und ihrer Nachkommen auf. Die erste Generation habe fast nichts besessen, kein Haus, kein Land, keine Verwandten, aber sie zeugten Kinder, »das war das Leben und die Rache«. Die zweite Generation schlug Wurzeln, mit Land, Haus, Arbeit, Familie. Jetzt gebe es die dritte Generation, Menschen wie sie selbst: »Wir haben schon alles, und wir suchen nach der Geschichte und den Geschichten.« Deshalb habe sie sich so viel von ihrem Großvater erzählen lassen.

Das besondere Interesse der Enkel, denke ich, war das nicht auch so bei den sowjetischen Kriegsgefangenen?

Als der berühmte Dichter in Tel Aviv verstarb, kondolierte Frankreich der israelischen Regierung; die habe nur gefragt: Wer ist gestorben?, und niemanden zur Beerdigung entsandt. Die Enkelin wendet sich dem großen Porträt ihres Großvaters an der Wand der Bibliothek zu. »Hier blickt er mich an. In Israel ist Jiddisch immer ein minderwertiger Ghettojargon geblieben.«

Als sie ihren Großvater als einen strengen Menschen beschreibt, der nie mit Kindern gespielt habe, meldet sich aus dem Publikum eine Frau zu Wort: »War das nicht bei allen so? Meine Eltern sind